

**Tim Lüthi (Basel/Zürich) über:**

**Philip Kraut: *Die Arbeitsweise der Brüder Grimm*. Stuttgart: S. Hirzel Verlag 2023, 353 S.**

Eine Lupe. Wer Philip Krauts Dissertation mit dem oben genannten Titel aufschlägt, blickt auf dem Frontispiz (vorerst) nicht auf das Porträt einer Fachkoryphäe oder einen Aphorismus des 19. Jahrhunderts, sondern auf ein von Gebrauchsspuren gezeichnetes Arbeitsgerät, das primär durch seine Unscheinbarkeit auffällt. Und doch hat es dieser Gegenstand in sich: Er vermittelt auf simple, aber eindrückliche Weise, dass die Entstehung wissenschaftlicher Erkenntnis nie ausschließlich von ihrer final publizierten Papierform her zu denken oder allein aus einer hermeneutischen Textexegese heraus zu verstehen ist. Auch ein Jacob Grimm, dem diese Lupe offenbar gehörte, musste sich für seine Arbeit mit dieser Sehhilfe mühsam über schwer lesbare Textstellen beugen und mit zu stumpfen Federmessern, bleichen Tinten und zu tiefen Tischen umgehen können (vgl. S. 10) – manchmal nur, um sich anschließend von seinem Bruder Wilhelm ob der »flüchtigsten« und ihm »unbrauchbaren Excerpta« (S. 57) schelten zu lassen. Aber welchen Stellenwert nehmen Exzerpte ein und was macht solche Exzerpte für die Philologie des 19. Jahrhunderts überhaupt erst »brauchbar«? Diese Frage lässt sich nur mit Blick auf die philologische Praxis dieser Zeit beantworten. Das Exzerpieren als philologische Praktik, einschließlich all ihrer Eigenheiten und Eigenlogiken, steht entsprechend auch im Zentrum von Krauts Dissertation.

Mit dieser Perspektivierung löst Kraut gleich zu Beginn die Hauptforderung vieler wissenschaftsgeschichtlicher Arbeiten der letzten ca. dreißig Jahre ein: Weg vom Ideal der in ein überzeitliches »Außen« verbannten und dort ewig fixierten »wahren Methode«, hin zur konkreten Praxis, in der neues Wissen und Methoden überhaupt erst entstehen. Für die Geisteswissenschaften und konkreter die Literaturwissenschaften heißt das: Das Interesse bewegt sich vom genieästhetischen Zelebrieren des abgeschlossenen, publizierten *opus magnum* weg und verlagert sich auf idiosynkratisch geordnete Exzerptheft, Kollektaneen zu nie realisierten Projekten und andere kleine Formen der Literatur- und Wissensgeschichte. Die relevanten wissenschaftstheoretischen Klassiker – von Kuhn über Latour bis zu Rheinberger – beherrscht Kraut souverän und das erste Kapitel »Arbeitspraktiken aus dem Nachlass« gibt konzis den gegenwärtigen *State of the Art* der Wissen(schaft)s-geschichte aus der Perspektive der Praxeologie wieder.

Kraut schreibt sich über diesen praxeologischen Ansatz in einen spezifischen, in der Berliner Germanistik zu verortenden Diskurs ein, der in den letzten Jahren auch unter dem Schlagwort »Geistesarbeit« (Spoerhase/Martus 2022) eine gewisse Konjunktur erfahren hat. Die Grundannahme der Praxeologie, Theorie nicht von der Praxis zu trennen, sondern sie als Praxis zu begreifen (»doing theory«), hat ihre evidenten Vorteile. Oft nicht ganz so evident ist aber insbesondere in germanistischen (und skandinavistischen) Settings, ob dieses Misstrauen gegenüber *High Theory* sich tatsächlich aus der konstruktiven Auseinandersetzung mit bestimmten Strömungen der französischen

## Rezensionen

Philosophie (Deleuze/Serres/Latour) und ihrer deutschsprachigen Rezeption (Rheinberger) speist, oder ob es aus einem im deutschsprachigen Raum manchmal noch zu beobachtenden Fetischisieren der »soliden Grundlagenphilologie« entspringt. Bei Kraut findet sich letzteres neben ersterem nur in Ansätzen: Er nimmt den Grundsatz »doing theory« generell ernst, verbindet seine theoretischen Fundierungen immer wieder mit den Analysen und exemplifiziert so auf eine hervorragende Weise die Praxis der Praxeologie. Hie und da neigt Kraut aber zur leichten Überhöhung der historisch-vergleichenden Methode. Besonders auch auf der Ebene der Sprache zeigt sich diese sehr philologische Positionierung: Kraut schreibt in einem demonstrativ schlichten, von Metaphern befreiten, aber eleganten Stil, der bis ins Schriftbild hinein an den philologisch-traditionell orientierten Flügel der deutschsprachigen Mediävistik erinnert – inklusive subversiver Fußnoten-Polemik gegenüber Lieblingsfeinden, im Falle Krauts gerne gegenüber den Arbeiten von Ulrich Wyss.

Und doch: Obwohl Krauts Faszination für seinen Untersuchungsgegenstand offenkundig ist und er einen äußerst positiven Blickwinkel auf die Arbeitsweisen der Brüder Grimm einnimmt, schützt er sich durch seine wissenschaftstheoretische Abstützung vor dem wissenschaftsnostalgischen Modus einer glorifizierenden »Ich-und-der-große-Mann«-Erzählung. Den mit solchen Erzählungen oft verbundenen, apologetischen Gegensatz von »Innen« und »Außen« gibt es bei Kraut nicht (vgl. S. 29). Die Arbeit ist allein aufgrund der konsequenten Vermeidung von sowohl übertriebener Glorifizierung als auch hämischer Ideologiekritik und damit durch ihren durchgängig konstruktiven Impetus ein großer Gewinn für die Geschichte der Philologie. Die von Kraut etwas abrupt abgebrochene wissenschaftstheoretische Reflexion auf allgemeiner Ebene (vgl. S. 30f.) ließe sich aber anhand des von ihm untersuchten Materials noch vertiefen.

Krauts Arbeit wurde als Dissertation im Fach Neuere deutsche Literatur angenommen, sie ist aber auch für die Skandinavistik in mehrerlei Hinsicht relevant. Zum einen kann sie als Blaupause für eine fundierte Untersuchung philologischer Praktiken im Fach dienen, die bislang noch ein Desiderat bildet. Zum anderen behandelt sie auch einige Aspekte, die den Norden direkt betreffen, auf diese werde ich im Folgenden den Schwerpunkt legen.

Einen (heute) spezifisch skandinavistischen Gegenstand schneidet Kraut mit der Thematisierung zweier Ausgaben der *Edda* um 1810 an: derjenigen von Friedrich Heinrich von der Hagen und derjenigen von Jacob und Wilhelm Grimm (vgl. S. 113–127). Die auf der Kopenhagener Handschrift GkS 2365 4° (ca. 1270) basierende sogenannte »Lieder-Edda« ist zu Beginn des 19. Jahrhunderts im deutschsprachigen Raum noch weit von ihrem heutigen Bekanntheitsgrad entfernt. Mit den beiden oben genannten Editionen setzt aber eine bemerkenswerte Eindeutschung und Nibelungisierung dieser altnordisch-isländischen Texte ein, die äußerst kontrovers debattiert wurde: Kraut spricht von einem »Wissenschaftskrieg« (S. 127). Er nähert sich diesem »Krieg« aber nicht über zeitgenössische nationalpolitische Diskurse »von oben«, sondern über das Grimm'sche Handexemplar von Hagens Ausgabe und damit im Rheinberger'schen Sinne »von unten« an.

Die Auseinandersetzung zwischen Hagen und den Brüdern Grimm ist, wie wir aus Krauts Übersicht erfahren, von Menschlichem und Allzumenschlichem geprägt: Hagen war 1812 an eine Abschrift von GkS 2365 4° gekommen,

## Rezensionen

allerdings nur unter der Auflage, den Brüdern Grimm eine Abschrift dieser Abschrift zuzustellen. Er kam dieser Auflage nur teilweise nach, wohl um sich den Vorteil einer früheren Publikation zu verschaffen, was die Brüder Grimm umgehend mit einer giftigen Rezension quittierten. Hagens Text wird darin als völlig unbrauchbar diskreditiert und ihm wird weiter zum Vorwurf gemacht, dass er sich in der Einleitung hinsichtlich des Verhältnisses von nordischen und deutschen Mythen zu wenig am Text selbst und zu stark an den sekundären Arbeiten der Skandinavier Þormóður Torfason (Torfaeus) und Peter Frederik Suhm orientiere.

Interessanter als diese akademischen Spielchen ist allerdings, dass sich die Brüder Grimm sehr wohl eingehend mit Hagens Text auseinandergesetzt haben und ihm viel abgewinnen konnten. Kraut arbeitet diese Auseinandersetzung anhand von vier Aspekten des erwähnten Handexemplars auf (vgl. S. 117). Besonders sticht dabei ein beigelegtes, zweieinhalbseitiges Inhaltsverzeichnis in der Hand Wilhelm Grimms hervor. Dieses Exzerpt komprimiert den Text von Hagens Ausgabe enorm und bereitet ihn damit für ein Thema auf, das für die Brüder Grimm von zentraler Bedeutung war: der Ursprung des Nibelungenliedes. Eine jetzt im Handexemplar eingeklebte Grafik von Wilhelm Grimm illustriert schließlich auch, wie sich die Brüder Grimm die Wanderung des Nibelungenstoffes vorstellten: von Deutschland, dann über die »Lieder-Edda« in den Norden und wieder zurück nach Deutschland. Kraut kann hier aber anhand philologischer Praktiken eine andere, bedeutendere Wanderung zeigen: Der Text einer altnordisch-isländischen Handschrift zirkuliert durch verschiedene Netzwerke über Skandinavien nach Deutschland und wird dabei durch teilweise unerwartete Mittler entscheidend transformiert. Die nicht davon lösbare politische Dimension mit diskursbildenden Folgen für Germanistik und Skandinavistik wird offensichtlich: »Es ging um nichts Anderes, als das mittelhochdeutsche Nibelungenlied als genuin deutsches Nationalepos zu bestätigen und in seiner ältesten Form für Deutschland zu vindizieren« (S. 126).

Die vorliegende Rezension hat nur ein Fallbeispiel aus Krauts umfangreicher Monographie hervorgehoben. Es finden sich zahlreiche weitere dieser Art, in der er die vielfältigen Lektürespuren der philologischen Arbeit analysiert und weitere blinde Flecken in der Geschichtsschreibung der Philologien aufdeckt. Damit macht er auch der Skandinavistik das Angebot, sich in Zukunft wieder vermehrt und aus einer praxeologisch informierten Position mit der eigenen Geschichte zu beschäftigen. Es bleibt zu hoffen, dass dieses Angebot angenommen wird.



This article is an open access article distributed under the terms and conditions of the Creative Commons Attribution (CC BY) license which permits unrestricted use, distribution, and reproduction in any medium, provided the original work is properly cited (<http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>).